

Ich Judith - Du Jane? Im Dschungel der Diskurse

Kühner, Angela

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kühner, A. (1997). Ich Judith - Du Jane? Im Dschungel der Diskurse. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 21(3/4), 87-98. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19676>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Angela Kühner

Ich Judith – Du Jane?

Im Dschungel der Diskurse

Wie gut, daß es Foucault gibt! Oder besser: Wie gut, daß es jene Diskursexplosion (vgl. Fink-Eitel, 1990, S. 8) an seinem Werk gegeben hat, dessen Druckwelle auch noch eine feministische Psychologiestudentin Ende der neunziger Jahre massiv erreichen konnte – mit dem sicheren Gefühl, daß frau sich auf *diesen* Mann getrost berufen darf. Dank Foucault, dank jener Explosion, muß ich mich für den folgenden Zugang zum Thema dieses Artikels weder schämen, noch mich mit einem spezifisch (und womöglich körperlich bedingtem) weiblichen Ansatz in meinem Erkenntnisinteresse rechtfertigen. Ich habe sowieso keine Lust mehr, vor jede (feministische) Äußerung eine Erklärung und vor jede längere Abhandlung ein eigenes feministisches Theorie-Kapitel zu setzen: (Wie schon Beauvoir sagte, die leider in gewissen patriachalen Strukturen ... und später Haug, inspiriert durch die Kritische Psychologie ... »und mein gerade deswegen spezifisch feministischer Ansatz ... «). Ich sagte »keine Lust mehr« und bin damit unversehens mitten im Thema. Denn von *mehr* kann nicht die Rede sein. Schließlich bin ich nicht seit Jahren Feministin, zermürbende Methodendiskussionen haben viele andere vor mir und eben nicht ich geführt und von angestrebten Rechtfertigungsversuchen kann ich mich nur deshalb (fast überheblich) distanzieren, weil eben jene andere sie immer wieder unternommen haben. Woher also dieses »mehr«? Offenbar führte mich die Beschäftigung mit Feminismus auch zu der Annahme, ich könne nun für eine Gruppe sprechen. Wie stelle ich mich als junge Feministin zu dem, was ganz verschiedene Feministinnen gesagt und getan haben? Was ist los in der feministischen Debatte? Warum entzündet sich die z.T. sehr emotional geführte Diskussion beispielsweise an Schnittpunkten, an denen sich feministische Theorie mit »postmoderner« Philosophie verbindet

(vgl. Flax, 1992)? Was macht aktuell die Anziehungskraft des Feminismus aus?

Dank Foucault weiß ich, daß ich es bei der Suche nach Antworten auf diese Fragen nicht einfach mit Theorien zu tun habe, sondern mit diversen Diskursen. Glaube ich Judith Butler, dann bin ich als Subjekt sogar selbst ein »Kreuzpunkt von Diskursen« (vgl. Lindemann, 1994). In diesem Sinne rechtfertigen die beiden den folgenden »subjektiven« Zugang zu den so eben gestellten Fragen: Welche Diskurse kreuzten den Weg einer werdenden Feministin, die gleichzeitig Psychologin werden will? Dieser Weg läßt sich jedoch nicht nur als unverbundlicher Streifzug durch Diskurse lesen, sondern – vielleicht typisch für Feminismus? – auch als eine Form von Sozialisation bzw. Vergesellschaftung. An meinem »keine Lust *mehr*« ist zu merken – ich habe nicht nur verschiedene Ideen kennengelernt, sondern mich offenbar zunehmend mit dieser Gruppe identifiziert. Dabei ist noch nicht einmal klar, wer genau damit gemeint ist, was an dieser Vorstellung von irgendeiner feministischen Gemeinschaft Phantasie und was Wirklichkeit ist. Was ist geschehen? Wie wird frau heutzutage noch Feministin, wo uns doch zunehmend suggeriert wird, daß die jungen selbstbewußten Frauen das nicht mehr nötig haben? Ich habe nicht das Gefühl, Anhängerin altmodischer Ideen zu sein, und obwohl mir vieles mit dem Etikett »feministisch« seltsam vorkommt, zweifle ich schon längst nicht mehr daran, eine zu sein. Rückblickend will ich herausfinden, wie es dazu kam. Dazu werde ich einen assoziativen Streifzug durch einige der Diskurse unternehmen, die mir in den letzten Jahren begegnet sind. Was zwischendurch widersprüchlich und verwirrend wirkte, läßt sich rückblickend – nicht ohne Vereinfachung und Polarisierung – wie eine beschleunigte Ontogenese lesen, in der ich einige Phasen durchlaufen mußte, um eine richtige Feministin der 90er Jahre zu werden.

Alles Gute kommt von ... ?

Vor kurzem las ich in der Berliner »TAZ« eine Charakterisierung meiner Generation: Wir sind die, die fast nur Kohl-Regierung erlebt haben. Eine sozialdemokratische Regierung gehört in den Bereich der frühen Kindheitserinnerungen, in Bayern in den der Utopie. Dies, so die TAZ, läßt uns Gutes nicht unbedingt von oben erwarten. Dieje-



Tonia Schachl, Oma

nigen, die es nicht in die Resignation treibt, läßt es wahrscheinlich woanders suchen. Ich gehörte zu denen, die suchten und landete ausgerechnet im Psychologiestudium. So viel Unvernunft (wie in dieser Gesellschaft und dieser Welt herrschen) kann wohl nur eine Wissenschaft erklären, die sich bewußt mit dem Unvernünftigen und Irrationalen im Menschen beschäftigt. Dachte ich. Doch schließlich ging es mir an der Uni ähnlich, wie es die TAZ für meine Generation mit der Politik beschreibt: Ich lernte schnell, daß das, was ich vor meinem Studium erwartet und erhofft hatte, in der akademischen Psychologie kaum zu finden war, sondern nur in den »Minderheitenpositionen«, die sich mit den gesellschaftlich relevanten Fragen beschäftigten. Innerhalb dieser »Minderheitenpositionen« traf ich auch auf meine erste feministische Dozentin: Ziemlich am Anfang meines Studiums an der LMU München skizzierte Helga Bilden, Apl. Professorin für Psychologie mit Schwerpunkt feministische Psychologie, bei einer Podiumsdiskussion mit Mainstream-Kollegen in wenigen Sätzen eine feministische Wissenschaftskritik – bezogen auf die Psychologie. Es war, als würde jemand all mein Unbehagen auf den Punkt bringen und ihm eine Richtung geben. Plötzlich wußte ich, woran ich gelitten hatte: Diese akademische Psychologie, das leuchtete mir unmittelbar ein, war durch und durch patriarchal geprägt. Ich teilte einer etwas überraschten Helga Bilden meine Begeisterung mit, die allerdings fand, daß sie wirklich nichts besonderes gesagt hatte. Rückblickend ist in dieser Episode im Sinne meiner Fragestellung einiges passiert: Ich begegnete einem wichtigen Diskurs, der für mich sehr attraktiv war. Diese Begegnung erscheint mir bereits typisch für viele folgende. Feministinnen faßten etwas in Worte, was ich als junge Studentin an der Uni (oder in dieser Gesellschaft als junge Frau) bis dato nur als diffuses Unbehagen wahrgenommen hatte. Mit wenigen Worten schafften sie eine echte Klärung. Gleichzeitig merkte ich spätestens an Helga Bildens Reaktion auf meine Begeisterung, daß sie diese Wissenschaftskritik nicht zum ersten Mal vorgetragen hatte. Ich begann zu ahnen, daß sich in der Wissenschaft nicht unbedingt die besseren Theorien durchsetzen und daß es – wie auf der Podiumsdiskussion spürbar war – so etwas wie eine Immunität gegen diese Art von Kritik zu geben schien. Gutes kommt nicht nur nicht von oben, es setzt sich auch nicht unbedingt nach unten und oben durch. Lese ich diese Episode als Teil meiner Sozialisation, dann erinnere ich mich

auch an ein Gefühl von Peinlichkeit: Mit meiner unverhohlenen geäußerten Begeisterung hatte ich mich als eine geoutet, die ganz am Anfang der Auseinandersetzung stand. In der Folgezeit habe ich mich dann erstmal in aller Bescheidenheit als *werdende* Feministin bezeichnet. Es gab viel zu tun, wollte ich irgendwann Feministin *sein*. Aber es schien ein lohnender Weg zu sein, der vor allen Dingen eins versprach: mehr Klarheit.

Weil wir die besseren Menschen sind ...

Ungern gebe ich zu, daß ich aus dieser Episode auch einen falschen Schluß gezogen habe. Falsch insofern, als ich heute glaube, daß er so nicht impliziert war. So falsch vielleicht jedoch auch nicht, weil mir dieser Schluß nicht untypisch scheint: Wir Frauen, da war ich sicher, würden eine bessere Wissenschaft betreiben, eine methodisch ehrlichere und spannendere, eine faszinierendere, gesellschaftlich relevantere, gerechtere, interessantere. Diese Vorstellung beschwingte unheimlich. Sie drehte um, was ich ständig erlebte. Irgendwann um diese Zeit habe ich wohl auch erfahren, daß Elisabeth Beck-Gernsheim beim Berufungsverfahren für den Sozialpsychologie-Lehrstuhl in München gefragt wurde, ob sie sich überhaupt kompetent fühle. So was ließ sich besser ertragen, weil ich ganz sicher war, daß »wir« eigentlich besser sind. Wir sind auch und vor allem moralisch überlegen. Damit bin ich genau in die Falle gegangen, die andere Feministinnen (z.B. Birgit Meyer, 1994) so brillant analysiert haben: Die reale Ohnmacht wenden wir Frauen in ein Gefühl moralischer Überlegenheit. Über das »Warum« unserer Überlegenheit habe ich mir damals wenig Gedanken gemacht. Im nachhinein fallen mir dazu Ideen ein, die das spezifisch Weibliche mit dem weiblichen Körper in Verbindung bringen, Weiblichkeit irgendwie als von Natur aus anders konstruieren, Frauen z.B. eine besondere Intuition zuschreiben usw. Damit verbinden sich auch Vorstellungen wie: Wir Frauen würden keine Kriege führen, wir würden nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Welt viel besser organisieren. Weil wir Frauen einfach von Natur aus besser sind. Diese »Vision« scheint mir gerade für die Frage nach der Anziehungskraft des Feminismus relevant. Vielleicht erklärt sie auch einen Teil der massiven Emotionalität, mit der die Debatte um Dekonstruktion, und dabei vor allem die Thesen von Judith Butler u.a., geführt

wird. Auch für mich war dieser Überlegenheitsgedanke für einige Zeit sehr attraktiv. Er bot wirklich ein angenehmes Gegengewicht zum täglichen Erleben. Er motivierte enorm zur Beschäftigung mit Feminismus und mit den Theorien von Frauen. Betrachte ich diese Phase rückblickend, schleicht sich etwas wie Bedauern (oder Nostalgie) ein, und ich muß feststellen, daß dieses gute Gefühl nur von kurzer Dauer war. Meine Aneignung von Feminismus fällt in eine Zeit, in der viele Feministinnen begonnen haben, alles mögliche radikal in Frage zu stellen, auch diese Vision einer besseren Frauenwelt.

Dekonstruktion und Dominanzkultur

Die Ernüchterung kam sehr schnell. Ich war gerade noch begeistert besser, da waren andere, »ältere« Feministinnen, meine Sozialisationsagentinnen sozusagen, längst dekonstruktivistisch inspiriert. Gegen deren geballte Argumentationskraft hatte ich mit der Vision von der besseren Frauenwelt wenig Chancen. Was sollte Frauen »an sich« von Männern an sich unterscheiden? Ich würde doch wohl nicht Unterschiede im Denken, Fühlen oder Handeln auf den Körper oder womöglich auf die Gebärfähigkeit zurückführen wollen?

Feminismus stellte sich immer komplexer dar. Immer selbstkritischer erlebte ich auch viele feministische Theoretikerinnen, z.B. Birgit Rommelspacher. Sie machte mir bewußt, daß ich zwar als Frau diskriminiert, als nichtjüdische Weiße jedoch in vielen anderen Kontexten auf der privilegierten Seite der Dominanzkultur (vgl. Rommelspacher, 1995) stehe. Außerdem entlarvte sie eine spezifische Arroganz euro-amerikanischer Feministinnen, die den Anspruch erheben, alle Frauen dieser Welt zu vertreten und sich in dieser Hinsicht am entwickeltsten fühlen. Ihre Analyse erhellte mir vieles, und gleichzeitig verkörpert sie für mich in einigen Aspekten eine Form der Political Correctness. Feminismus erschien mir manchmal wie ein erster Schritt auf dem schwierigen Weg zur politisch-moralisch korrekten Person. Die gute Feministin bleibt nicht beim Feminismus stehen, sondern erkennt nun mit geschärftem Blick schonungslos alle Dominanzen und Diskriminierungsformen dieser Welt. Sozusagen Feminismus als Vorstufe? Als Assoziation drängte sich die alte Frage vom Haupt- und Nebenwiderspruch auf. Ich war gespalten: Einerseits gefiel es mir, daß Feministinnen sich nicht nur mit »Frauenfragen«

beschäftigten. Schließlich, auch das habe ich inzwischen gelernt, kann das sehr schnell zur schlecht geschätzten Kuschelecke werden. Der Begriff Dominanzkultur dagegen blickte über den Tellerrand und stellte gleichzeitig viele feministische Fragen in einen größeren Kontext. Andererseits wollte ich feministisch auch noch »up to date« sein, wenn ich mich ganz konkret und womöglich ausschließlich für Spielarten der Geschlechterdifferenzen interessiere – seien sie nun Haupt- oder nur Nebenwiderspruch.

An dieser Stelle fällt mir wieder der Sozialisationsgedanke ein. »Dominanzkultur« stellt sich mir nicht nur als Diskurs dar, sondern auch als Anspruch an Feministinnen. Im Prozeß der Sozialisation zur Feministin habe ich Loyalitäts- und Zugehörigkeitsgefühle erworben, bin anfällig geworden für reale oder phantasierte Normen darüber, wie eine Feministin zu sein hat. Gleichzeitig regte sich jedoch auch ein Widerstand, der sich trotzig über irgendwelche Erwartungen an Feministinnen hinwegsetzen wollte.

Butler Trouble

Um noch im Bild der Sozialisation zu bleiben: Am Anfang, in Zusammenhang mit der Bilden – Episode, hatte ich beschlossen, mich bis auf weiteres als werdende Feministin zu bezeichnen. Nachdem ich mich nun durch die Konfrontation mit dekonstruktivistisch orientierten Vorbild-Frauen und der Dominanzkultur halbwegs geläutert fühlte, fand ich mich schon fast »fertig«. Zwei Namen trennten mich noch vom Ziel: Michel Foucault und Judith Butler. Sie begegneten mir zunehmend und fast penetrant, beide von einer besonderen Aura umweht: Butler von der Unverständlichkeit (aber trotzdem: wichtig! wichtig! wichtig!), Foucault versprach spannende Erkenntnisse über Macht und Sexualität (dennoch: Im feministischen Streifzug werde ich mich im folgenden jedoch weitgehend auf Butler beschränken). Wie ging die Sozialisation weiter?

Eine interessante feministische Debatte schien sich um Themen zu drehen, die im engeren oder weiteren Sinne mit Sexualität zu tun haben. Das reizte natürlich. Nachdem ich mich vom Überlegenheitsgefühl also längst verabschiedet hatte – wobei die Frage nach dem Unterschied unbeantwortet geblieben war –, lenkte Judith Butler, Professorin an der Universität Berkeley, den Blick nun wieder genau

auf diese »Scheidelinie« (Meulenbelt) zwischen den Geschlechtern, ohne sie natürlich so zu nennen. Für sie sind sogar die Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Körperlichkeit Folge von Diskursen. Indem sie die Grenze zwischen den Geschlechtern auflöst, treibt sie die Dekonstruktion des Geschlechterverhältnisses auf die Spitze und stellt damit unser Verständnis von Sprache und unser Verständnis von Ursache-, Wirkungsverhältnissen auf den Kopf (vgl. Rödiger, 1997). Das Spielen mit der »Grenze«, gedacht als Provokation, ist für sie dabei auch eine Form feministischer Politik.

Mit diesen Vorstellungen fasziniert sie viele. Andere dagegen treibt sie zu zweifelnden Versuchen, diese Faszination zu erklären. Auch ich wunderte mich über meine Faszination, weil ich mir einiges wirklich kaum vorstellen kann. Der Körper als Folge sozialer Konstruktion? Meistens akzeptiere ich ja stillschweigend, daß wir kritischen PsychologInnen alles mögliche von anderen, vor allem Soziologinnen und Philosophinnen lernen und übernehmen. Aber hier geht plötzlich die Psychologin mit mir durch. Ich suche ernsthaft nach einer empirischen Fundierung, frage mich, wer denn die Grenzen zwischen den Geschlechtern so spielerisch überschreitet. Auf einmal interessiere ich mich für Transsexualität: Wie geht es den Menschen, die tatsächlich die Grenze überschreiten? Auf einer Veranstaltung, auf der zwei female-to-male Transsexuelle von ihren Erfahrungen erzählten, fand ich mich neben einer anderen feministischen Studentin wieder, die eine ähnliche Motivation hergetrieben hatte. Wir versuchten verzweifelt, die Brücke von den Erzählungen der beiden zu den Butler-Thesen zu schlagen und irgend etwas Spielerisches in ihrem Wechsel der Geschlechter zu finden. Aber es gelang uns nicht. Im Gegenteil, eine feste Grenze schien sogar von besonderer Bedeutung zu sein, schließlich haben sich die beiden deutlich jahrelang im falschen Körper gefühlt (vgl. den Artikel von Tonia Schachl in diesem Heft) – was Butler wahrscheinlich gar nicht gefallen würde. Aber wer spielt denn nun? Was soll ich von Butler halten? Was soll ich überhaupt von Dekonstruktion halten? Auf meinem Streifzug begegneten mir zwei kritische Positionen oder anders gesagt zwei »Angebote«, was frau davon halten könnte.

Zu gefährlich oder zu naiv?

Eine Stoßrichtung von Kritik läßt sich folgendermaßen darstellen: Der dekonstruktivistische Ansatz ist für feministische Politik deswegen gefährlich, weil er ihr eine gemeinsame feministische Argumentationsbasis entzieht. Die Dekonstruktion macht vor nichts halt, womöglich nicht einmal vor der Parteilichkeit. Jane Flax, Professorin für politische Wissenschaft und Psychoanalytikerin, setzt sich genau mit diesen kritischen Fragen auseinander. In einem von Butler mitherausgegebenen Sammelband »Feminists Theorize the Political« (Butler & Scott, 1992) berichtet sie in einem Artikel mit dem schönen Titel »The End of Innocence« von einer interessanten Erfahrung. Sie sollte eine frühere Version des Artikels in einem bekannten Frauenstudien-Programm diskutieren:

»I had just spent two days as the only woman at another conference at the same university and I was looking forward to a more friendly and productive exchange. Instead, I was quite surprised by the atmosphere of tension that erupted as soon as I entered the room« (ebd., S. 445).

Sie diskutierte mit den Anwesenden, ohne die Spannung auflösen zu können und beschreibt als einen typischen Einwand:

»Postmodernists' deconstruction of subjectivity deny or destroy the possibility of active agency in the world. Without a unitary subject with a secure empirical sense of history and gender, no feminist consciousness and hence no feminist politics is possible« (ebd., S. 446).

Können solche Theorien tatsächlich eine Bedrohung für feministische Politik sein? Bei einigen scheint diese Spielart (!) des Feminismus jedenfalls große Sorge hervorzurufen. Mir, der werdenden Psychologin und Feministin fiel auf, daß in diesem Zusammenhang sehr spannende Fragen gestellt werden (z.B. nach der Rolle der Intellektuellen für feministische Praxis oder danach, wie weit solche Theorien sowie so vom Leben entfernt sind), eine differenzierte Auseinandersetzung jedoch ziemlich schwierig zu sein scheint. Jane Flax selbst beschreibt es wie eine Spaltung: Man könne offenbar nur total dafür oder dagegen sein. Und: Dafürsein kann für eine feministische Referentin recht

unangenehm werden. Wahrscheinlich, weil sie dann als unsolidarisch, nicht feministisch oder eben als gefährlich erlebt wird.

Ein anderer Strang in der kritischen Rezeption der dekonstruktivistischen, Butlerschen Thesen geht eher in die Richtung meiner spontanen Reaktion. Ist dieser Ansatz aus psychologischer Sicht nicht zu naiv? Wer kann denn so einfach mit den Geschlechterrollen spielen, oder – wie Butler sagt – »Gender Trouble« machen? Mahoney und Yngvesson verweisen in diesem Zusammenhang auf eine Lücke in der Butlerschen Argumentation:

»To explain both the playful process of cultural invention that Butler describes and the more routine processes of repetition that reproduce conventional forms of gendered identity, we require a theory that explains how preferences, likes and wants are shaped, and why it is that some people are moved to make gender trouble while others are not« (Mahoney & Yngvesson, 1992, S. 48).

Deswegen fragen sie nach den Quellen von Widerständigkeit. So einfach, wie es bei Butler scheint, lasse sich mit Identitäten nicht spielen, in diesem Sinne mache sie es sich zu leicht. Statt dessen greifen Mahoney und Yngvesson auf psychologische Ansätze zurück, die zentrale Ursachen für die Fähigkeit zum spielerischen Umgang mit »gender« in der frühen Kindheit suchen – im ersten Umgang mit machtvollen Personen, den Eltern.

Mahoney und Yngvessons Einwände sind naheliegend und sollten gerade aus psychologischer Perspektive einleuchten. Dennoch lassen ihre Lösungs- oder Ergänzungsversuche (immer diese Kindheit!) ein schales Gefühl zurück. Vielleicht sollten sie – wenn dann – auch fragen, wer es sich auch aufgrund anderer Ressourcen (materieller und sozialer) leisten kann, so zu spielen.

Trotz dieser berechtigten Kritik: So schnell kann ich Butler nicht verwerfen. Der Virus der Faszination ist nicht durch Rationalität heilbar. Mir fehlt zwar immer noch die empirische Basis, aber die Vision, daß alle am Geschlechtertrubel teilhaben könnten, ist einfach zu schön. Bei der Begegnung mit diesem Diskurs bin ich deshalb großzügiger und nachsichtiger als mit anderen. Aber dennoch muß ich weiter nach guten Gründen suchen, um meine Begeisterung aufrechtzuerhalten. Offenbar handelt es sich um einen vergleichsweise hartnäckigen

gen Diskurs. Christina Thürmer-Rohr hat in einem Vortrag in München zu erklären versucht, was da passiert: Butler, so Thürmer-Rohr, kommt bei Frauen, vor allem auch bei vielen Lesben gut an, die sich sowieso ungern einordnen lassen und das weibliche Rollenstereotyp nicht erfüllen wollen. Nun können sie, können wir, das, was wir sowieso gern tun, richtig revolutionär finden, uns toll dabei fühlen und haben auch noch einen klingenden Namen dafür: Gender Trouble. Aber das scheint mir noch nicht alles zu sein.

Den Garten der Lüste versprechen

Butler trifft (m)einen Nerv. Aber wer weiß, wie entnervt ich nach fünf weiteren Jahren feministischer Sozialisation von ihr sein werde und in welchem Dschungel der Diskurse »wir Feministinnen« uns dann rumschlagen? Momentan verbinde ich mit Feminismus lustvolles Selbstbewußtsein, patriachats trotzige Frauensolidarität, ein schier unerschöpfliches Potential zur Horizonterweiterung. Butler verkörpert (!) diese Art von Feminismus. Was sich nicht alles dekonstruieren läßt! Aus der moralischen Überlegenheit wurde intellektuelle, die sich diesmal nicht zwangsweise nur auf Frauen beziehen muß. Womit wir bei Foucault wären. Obwohl er ein Mann ist (zum Glück wenigstens ein schwuler), werde ich diesen Streifzug mit ihm beenden. Er ist mir erst begegnet, als ich mit dem Feminismus schon ziemlich identifiziert war und beim Lesen der folgenden Passage fühlte ich mich von ihm richtig ertappt. Unterdrückung des Sex (in seinem Text) mit Frauenunterdrückung ganz analog zu setzen wäre zu platt und ver-harmlosend. Aber ich betone als Feministin immer, daß das Patriarchat alle Menschen an vielen Lebensmöglichkeiten hindert. Und dabei denke ich durchaus auch an den »Garten der Lüste«:

»Wir dagegen sprechen seit einigen Jahrzehnten kaum noch vom Sex, ohne uns ein wenig in die Pose zu werfen: Bewußtsein der herrschenden Ordnung zu trotzen, Brustton der Überzeugung von der eigenen Subversivität, leidenschaftliche Beschwörung der Gegenwart und Berufung auf eine Zukunft, deren Anbruch man zu beschleunigen glaubt. Ein Hauch von Revolte, vom Versprechen der Freiheit und vom nahen Zeitalter eines anderen Gesetzes schwingen mit im Diskurs über die Unterdrückung des Sexes. Alte Traditionen der Prophetie finden sich hier wiederbelebt. Der gute Sex ist nahe. Weil man auf dieser Unterdrückung des Sexes beharrt, kann man stillschweigend Dis-

kurse koexistieren lassen, die sonst die meisten von uns aus Furcht vor der Lächerlichkeit oder der Bitterkeit der Geschichte auseinanderhalten: Die Revolution und das Glück (...) oder auch die Revolution und die Lust. Den Mächtigen widersprechen, die Wahrheit sagen und den Genuß versprechen; Aufklärung, Befreiung und vervielfachte Wollüste aneinanderbinden; einen Diskurs halten, in dem die Wißbegierde, der Wille zur Änderung des Gesetzes und der erhoffte Garten der Lüste verschmelzen ... » (Foucault, 1983, S. 15 ff.).

Diese Mischung aus Wißbegierde, Subversivität und Lust macht für mich den Feminismus aus und attraktiv. Und ich hoffe nicht nur für mich.

Literatur

- Fink-Eitel, H. (1990). Michel Foucault zur Einführung. Hamburg.
- Flax, J. (1992). The End of Innocence. In: J. Butler & J. Scott (Hrsg.), *Feminists Theorize the Political*. New York.
- Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main.
- Lindemann, G. (1994). Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Konstruktion. In: Wobbe & Lindemann (Hrsg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt am Main.
- Mahoney, A. & Yngvesson, B. (1992). The Construction of Subjectivity an the Paradox of Resistance: Reintegrating Feminist Anthropology and Psychology. *Signs*, 18, S. 45-72.
- Meyer, B. (1994). Ist das Projekt der Frauensolidarität gescheitert? In: I. Modelmog (Hrsg.), *Konkurrenz und Kooperation*. Münster.
- Roedig, A. (1997). Gendertrouble. Was macht Judith Butlers Theorie der Geschlechteridentität so attraktiv? *Freitag*, 26, 20.06.1997.
- Rommelspacher, B. (1995). *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin.